

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 1

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 2
Autor: Rothe, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Als er die Treppe hinunterstieg, redete er sich ein: Nun wirst du nie wieder mit dieser Angelegenheit zu tun haben. Das ist meine feste Ueberzeugung. Ausserdem passiert so etwas jedem Arzt in Paris jede Woche.

Er fand noch eine ganze Reihe von Gründen, um dieser «festen Ueberzeugung» Ausdruck zu geben. Er liess sich auf der nunmehr sonnenerfüllten Terrasse seines Cafés nieder und frühstückte noch einmal. «Ich hätte nicht sagen sollen, dass ich Arzt bin. Geistesgegenwärtig bin ich nie gewesen. Das ist übrigens ein Phänomen. Man weiss genau um etwas, man könnte die verschiedensten Fälle von Geistesgegenwart aufzählen . . . was sage ich, erfinden könnte ich sie! Aber die praktische Anwendung! Wieder einmal versagt!» Er starrte auf die Pferdebahnen, die Karren, die Fussgänger. Alle die Leute, die sich da vor seinen Augen bewegten, taten wenigstens so, als wüssten sie, was sie vorhatten. Wenn man aber ihn selbst hier sitzen sah, war sofort zu erkennen, dass er nicht wusste, was er vorhatte. Jemand ging vorbei und grüsste ihn. Deval hatte das Gefühl, als sei der Gruss höhnisch gemeint, und erwiderte ihn nicht. Einen Augenblick später tat es ihm leid. Er hatte sich oft genug gebrüstet, dass er gescheitert sei. Wenn die Leute einen Gescheiterten nicht so ehrfurchtsvoll grüssen wie einen Millionär, konnte er kaum den Leuten die Schuld zuschieben. Er wollte aufstehen und denjenigen zurückholen, den er soeben beleidigt hatte. Aber seine Ueberlegungen hatten zu lange gedauert. Nirgendwo sah er mehr jemanden, der ihn gegrüsst haben konnte. Da erinnerte er sich glücklicherweise einer Frau in der Rue Racine, deren Töchterchen vor einer Woche Keuchhusten gehabt hatte. Einmal nachsehen, wie es geht.

Eine ganze Woche lang ereignete sich nichts Besonderes. Der Doktor hatte schon seit mehreren Tagen nicht mehr an den Kranken aus der Rue de Vaugirard gedacht. Da erhielt er eine Aufforde-

rung, sich im Institut für gerichtliche Medizin einzufinden. Er ging hin, obwohl er fürchtete, man wolle ihm wieder einen Aushilfsdienst zuschieben, wie man dieses schon verschiedene Male getan hatte. Er hasste den Verkehr mit Behörden, jedes amtliche Schreiben erfüllte ihn mit Misstrauen, aber noch nie in seinem Leben war er einer amtlichen Aufforderung nicht pünktlich nachgekommen.

Im Institut für gerichtliche Medizin wurde er mit jener Art von ernsten Gesichtern empfangen, die ein Nichtsahnender zunächst der Würde des Ortes zuschreibt, die aber meistens eine sehr persönliche Bedeutung haben. Deval sah sich einer kleinen Versammlung gegenüber, aus der ihm nur eine einzige Person bekannt war: die Schwester, die den Nachtdienst bei dem Kranken der Rue de Vaugirard übernommen hatte. Als er eintrat, wurde sein flüchtiger Gruss von niemandem beachtet. Nur die Schwester sah ihn einen Augenblick an, wie jemand, der nicht mit allen Menschen, die er bei der Ausübung seines Berufes kennengelernt hat, intime persönliche Beziehungen unterhalten kann. Auf einer Bank am Fenster sassen zwei Herren in jener Haltung, wie sie in allen Ländern der Erde Hinterbliebenen reserviert ist. An einem Tisch sass eine Amtsperson, die keine Amtstracht trug. Aber die Art, wie der kleine dicke Herr die Feder aufstützte, während er zusah, wie ein vor ihm stehender schäbiger Beamter in Papieren herumsuchte, offenbarte all die Majestät derjenigen, die auf der vom Staat bezahlten Seite des Tisches sitzen. Robert Deval wurde aufgefordert, an die für das Publikum freigehaltene und vom Publikum zu bezahlende Seite des Tisches zu treten. Der würdige Dicke fragte nach seinem Namen und erlaubte ihm Platz zu nehmen. Dann wendete er sich zu den Leidtragenden am Fenster, die die Köpfe hoben, als koste sie das eine ungeheure Anstrengung.

«Ich denke, ich beginne sogleich mit der Vorlesung», sagte der Dicke. Verschiedentlich kam der Name Maurice Bisson vor, und einmal wurde erwähnt, dass er in der Rue de Vaugirard wohne. Deval machte eine Bewegung mit der Hand, woraufhin der Dicke seine Vorlesung unterbrach. Deval wandte sich an die Schwester:

«Entschuldigen Sie, Schwester, dieser Herr Bisson ist offenbar der Kranke, der . . .»

Die Schwester sah steif auf den Dicken, der im gleichen Augenblick von jemandem mit «Herr Präsident» angeredet wurde.

«Der Kranke, dem Sie in der Nacht zum 17. März Ihre ärztliche Hilfe zuteil werden liessen», sagte der Präsident. «Ich dachte, Sie nähmen soviel Anteil an Ihren Patienten, dass Sie sich wenigstens ihre Namen merkten.»

«Der Herr gehörte nicht zu meinen Patienten», sagte Deval, hatte aber im gleichen Augenblick das Gefühl, dass er etwas anderes hätte sagen sollen. Nur wusste er nicht, was vielleicht besser gepasst hätte.

«Wenn ein Arzt einem Kranken seine Hilfe zuteil werden lässt, so ist dieser Kranke als sein Patient zu betrachten», formulierte der Dicke. Einer der Leidtragenden nickte, als ob es bedauerlich sei, dass man so monumentale Weisheiten noch zu verteidigen habe.

«Der von Ihnen, Herr Deval, betreute Kranke», so fuhr der Präsident fort, «hat ein Testament hinterlassen, von dem ich den Sie interessierenden Teil, den Sie hoffentlich interessierenden Teil, zur Verlesung bringe.» Er winkte, es wurden eine Flasche Wasser und ein Glas herbeigebracht, und eine Zeitlang hörte man nur das stets so albern wirkende Gluckern des rollenden Wassers. Der Dicke setzte das Glas an und spie alles, was er in den Mund genommen hatte, in weitem Bogen auf den hölzernen Fussboden. Er sagte kein Wort dazu. Der Beamte machte ein bekümmertes Gesicht und schaffte Flasche und Glas fort, wobei er die Flasche mehrere Male wie prüfend in die Höhe hob. Das Vorkommnis schien nichts Neues für die beiden Beteiligten zu sein. Eine amtliche Erklärung wurde den übrigen Anwesenden darüber nicht verabfolgt.

Der Dicke wischte sich Bart und Kinn mit dem Taschentuch und begann: «Da ich fest überzeugt bin, dass ich eines Tages . . . — ach so», unterbrach er sich, «das ist der Sie hoffentlich interessierende Teil des Testaments des verstorbenen Herrn Maurice Bisson. Ja, ich rede, wenn Sie gestatten, ausschliesslich mit Ihnen, Herr Doktor Deval.» Ueber dieser Bemerkung hatte er die Zeile verloren. Wieder verging eine kurze Weile in völligem Schweigen. Der Dicke räusperte sich so kräftig, dass diese Reizung der Stimmbänder ein neues Räuspern bewirkt haben sollte. Aber die Vorbereitungen schienen dem Dicken nunmehr wirksam genug gewesen zu sein, und er begann von neuem:

«Da ich fest überzeugt bin, dass ich eines Tages von einem Arzt ums Leben gebracht werde, ordne

ich an, dass mein armer, dann fühllos gewordener Leib nach den neuesten Methoden der Wissenschaft so lange kreuz und quer, oben und unten, vorn und hinten sezirt werde, bis die Todesursache klar zutage liegt und der Schuldige zur Verantwortung gezogen werden kann. Ich beschwöre meine Erben bei ihrer und meiner ewigen Seligkeit und ausserdem bei dem Geld, das ihnen durch mein vorzeitiges Hinscheiden zufällt, diesen innigsten meiner Wünsche auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Das Leben des Menschen steht in Gottes Hand. Es kann nicht geduldet werden, dass Privatpersonen, die sich Heilkünstler oder Aerzte nennen, göttliche Obliegenheiten übernehmen und das Leben des Menschen nach ihrem eigenen frivolen Gutdünken verkürzen. Ich habe zu oft gesehen, wie Aerzte der gesunden Natur in die Zügel fielen, um sie zum Stillstand zu bringen, wenn mir, einem grossen Pferdeliebhaber, dieses vielleicht etwas kühne Bild erlaubt ist. Ich bin Zeuge gewesen, wie diese Herren von einem Irrtum in den anderen taumelten. Gewiss ist auch mir bekannt, dass Irren menschlich ist, aber dann dürften sich eben Menschen nicht zu Aerzten machen. In einer Seitenstrasse von Perpignan hat mir, als ich jung war, eine Zigeunerin auf spanisch prophezeit, dass ich an einem Arzt sterben würde. Ich war damals des Spanischen nicht mächtig, aber ich habe ihre Worte in das Erz meines Herzens gemeisselt und dort solange aufbewahrt, bis ich sie mit Hilfe eines Lexikons übersetzen konnte. Mir selbst, meine lieben Erben, ist es nicht mehr gegeben — wie es leider in der Natur der Sache liegt —, mich an meinem Mörder zu rächen. Aber euch fordere ich dazu auf. Jahr um Jahr bin ich auf dem Gericht gewesen, damit die Gültigkeit dieser heiligen letzten Bestimmung mir nicht etwa verfällt. Sie wird also nach meinem Hinscheiden noch in voller Rechtskraft bestehen, so dass auch derjenige von euch, meine lieben Erben, der über juristische Kenntnisse verfügen sollte, die Richtigkeit meines Verlangens nicht anzweifeln kann. Sezirt mich, wofern ihr selbst Aerzte seid! Lasst mich sezieren, wofern ihr es nicht seid! Der hiefür aufzuwendende Betrag werde von dem Sonderkonto II A genommen. Wenn es eine göttliche Weltordnung gibt — und wer wagte daran zu zweifeln?! —, wird die Sektion den Beweis erbringen, dass ich ermordet wurde.»

Der Präsident schwieg, als überlege er, ob eine von ihm zu bekundende Erschütterung den Eindruck der Lektüre verstärken würde. Er kam dar-

über zu keiner klaren Entscheidung, tauchte statt dessen die Feder ein, wischte sie auf einem Zeitungsblatt ab und wendete sich an Dr. Deval, als ob er dessen Anwesenheit erst jetzt bemerkte.

«Natürlich ist der unmissverständliche Wille des Verstorbenen geehrt worden. Die Sektion hat stattgefunden. Sie hat ergeben, dass Herr Bisson nicht an seiner Krankheit, sondern an dem Mittel gestorben ist, das Sie in der fraglichen Nacht selbst in der Apotheke von Herrn Défourneaux gekauft haben. Herr Défourneaux hat bereits ausgesagt.»

«Es kommt auf die Anwendung dieses von allen Aerzten benutzten Mittels an», entgegnete Dr. Deval langsam.

«Darin stimmen wir überein», sagte der Dicke leichthin. «Die Anwendung! Wie lauteten die Vorschriften Ihres Rezeptes?»

Dr. Deval schwieg.

«Sie wollen durch Ihr Schweigen nicht andeuten, dass Sie überhaupt kein Rezept über ein immerhin gefährliches Medikament ausgeschrieben haben?»

Deval sah ihn an. Was bereitete sich da vor? Er dachte an seine Morgenstunden auf der Terrasse des Cafés an der Ecke der Rue Soufflot. Auf einmal kamen sie ihm wie der Ausdruck höchsten Glückes vor, das einem Sterblichen beschieden sein kann. Wenn ihm in diesem Augenblick das Schicksal Bedingungen gestellt hätte, er hätte auch das Härteste hingenommen, wenn ihm nur diese Morgenstunden erhalten geblieben wären. Er machte — wie in Gedanken — einen Schritt nach der Tür.

«Nun hören Sie aber mal!» rief der Dicke. «Haben Sie ein Rezept ausgeschrieben?»

«Nein.»

«Das kommt Ihnen nicht weiter seltsam vor?»

«Ich möchte lieber sagen, dass mir hier alles sehr seltsam vorkommt, und dass ich über die Einzelheiten nachzudenken noch keine Zeit hatte.»

Deval wischte sich mit der Hand über das Gesicht.

«Was wollen Sie mit dieser Bewegung ausdrücken?» fragte der Dicke.

«Es ist besser, wenn ich nichts mehr sage», entgegnete der Doktor befangen.

«Dann werden Sie gestatten, dass ich mir die Zeit mit ein paar Fragen vertreibe. — Ganz richtig, an Sie habe ich jetzt gedacht, Schwester. Wessen erinnern Sie sich von den Vorschriften, die Ihnen Dr. Deval gegeben hat?»

Die Schwester machte ein höflich bedauerndes Gesicht, wie um anzudeuten, dass man eine Dame in solche Dinge nicht einbeziehen sollte. «Alle dreissig Minuten» sagte sie, «sollte ich dem Patienten zwei Tabletten geben.»

Dr. Deval sah sich so hilflos um, dass der eine der Leidtragenden laut lachte. Er liess die Arme sinken und den Oberkörper ein wenig nach vorn fallen. Er sah noch ganz deutlich in seiner Erinnerung, wie die Schwester die 90 in die Luft gemalt hatte. Auch über die Dosierung der Medizin war gesprochen worden. Deval hatte von jeher grosse Furcht vor der Lüge, wie sie von geschäftstüchtigen Menschen mit Selbstverständlichkeit in die Welt gesetzt wird. Solche Lügen sind meistens so ungeheuerlich, dass sie schon wieder den Anschein der Wahrheit um sich haben. Zum mindesten sind sie schwer zu entkräften. Deval gehörte zu den Menschen — leider, wie er dachte —, die alle Dinge von den verschiedensten Seiten betrachten können, die Verständnis für jede Auffassung in sich entdecken. Er war so bestürzt über die Lüge der Schwester, dass er zu nichts anderem kam, als sich zu überlegen, wieso dieser seltsame Standpunkt schliesslich zu rechtfertigen sei. Denn wenn jemand eine so krasse Behauptung aufstellen konnte, musste er sie sich nicht überlegt haben? — musste er von seiner Auffassung nicht überzeugt sein? — musste er nicht hoffen, auch andere davon zu überzeugen? Schon öfter hatte Deval eine Meinung, die er von irgend etwas zu haben glaubte, sich auflösen sehen vor den Argumenten eines andern, die ihm stärker und richtiger schienen. Es gab zwar Leute, die behaupteten, an Tatsachen wäre nicht zu deuteln, und diese Leute hätten ihm in diesem Augenblick bestimmt gesagt, dass kein vernünftiger Arzt von dieser Medizin zwei Tabletten alle halben Stunden verschreiben konnte. Aber das war es ja eben! Kein vernünftiger Arzt! War er, Dr. Robert Deval, als vernünftiger Arzt anzusprechen? Er erinnerte sich, dass er an jenem Abend sehr, sehr müde gewesen war. Aber nein, die Schwester hatte die 90 mit ihrem langen Zeigefinger in die Luft geschrieben. Oder war es vielleicht doch eine dreissig? Und er hatte es nicht gemerkt, weil er es für unmöglich gehalten hatte? Er misstraute dem gründlich, was andere Menschen Tatsachen nannten. Selbst Tatsachen liessen sich so verschieden darstellen, dass sie alles andere eher als etwas Feststehendes waren. Ach, und war schliesslich nicht jeder Mensch von der Natur so konstruiert, dass er nur sich für recht-

lich, nur sich für sympathisch halten muss, sofern er sich überhaupt in diesem Dasein behaupten will? Man musste also auch jener sanft herüberblickenden Schwester zugestehen, dass sie nur sich für rechtlich, nur sich für sympathisch hielt. Wenn sie meinte, was sie sagte, war diese Sache nie zu entwirren. Dazu kam, dass Deval die Lüge für eine gewaltige Himmelsmacht von unbesiegbarer Kraft hielt, die dem menschlichen Wesen als Operationsmittel viel gemässer sei als die Wahrheit. Denn die Wahrheit ist schwer zu verstehen, sie zu tragen ist eine bittere Anstrengung, und wer sie ergründen will, kommt selten ans Ziel. Aber mit der Lüge springt man über die breitesten Gräben, ohne dass man auch nur besonders tief Atem holen müsste, die Lüge erfasst jeder, und sie ist schliesslich sogar eine Waffe, die jeder handhaben kann und Gleichheit zwischen zwei Gegnern schafft. Der Lüge zu widerstehen war ein genau so sinnloses Vorhaben, wie wenn man sich einem Erdbeben entziehen wollte.

Robert Deval war von der plötzlichen Behauptung der Schwester so erschreckt worden, dass er bereits alles für verloren gab. Er sah den Präsidenten lächeln; dann hörte er ihn sagen: «Sie wollen sich nicht zur Sache äussern?»

Devals Gesicht nahm einen Ausdruck an, der allen in diesem Raum Versammelten entging. Er wäre vielleicht einer Frau aufgefallen, die viel erlebt hatte und sich den edlen Luxus leisten konnte, in einem reichen Milieu das Unglück zu pflegen. Er wäre vielleicht einem Dichter aufgefallen, sofern es Dichter gibt, die wirklich sehen und empfinden, was sie auf erschütternde Weise zu schildern vermögen. Aber weder eine blasse Frau, die ihre Jugend bereits hinter sich hatte, noch ein Dichter, der sich Mühe gab, sein Herz jung zu erhalten, waren zugegen, und so blieb der Ausdruck im Gesicht Dr. Devals unbemerkt. Es war der Ausdruck einer gewissen Zufriedenheit, einer seit Jahren gehegten Erwartung, die sich nun endlich erfüllt hatte. Deval sagte: «Ich will mich nicht äussern.»

«Schreiben Sie auf!» fuhr der Präsident den Beamten an.

«Wie alt?» fragte der Beamte.

«Dreiundvierzig Jahre», sagte Deval freundlich.

«Es ist Ihnen bewusst», der Präsident erhob sich, während er diese Worte aussprach, «dass Sie der fahrlässigen Tötung beschuldigt sind?» Er riss dazu die Augen auf, als habe er einen Gipfelpunkt seiner Karriere erreicht.

«Es war mir bisher nicht bewusst», antwortete Deval, «aber jetzt wird es mir bewusst.»

Der Dicke kam um den Tisch herum. Auf einmal hatte sein Gesicht alle Amtswürde verloren, mit einem schmerzlichen Erstaunen betrachtete er den Arzt, der auf ihn den Eindruck eines Schuljungen machte. «Sie scheinen sich weder über das, was ich sage, noch über das, was Sie selbst sagen, im klaren zu sein, Herr Doktor Deval.»

«Ich hatte mir beinahe so etwas gedacht . . . dass eines Tages . . .» Deval geriet ins Stammeln und hörte auf.

Der Dicke kam noch näher: «Aber Sie werden doch eine Entschuldigung vor sich selbst haben? Das kann Ihnen niemand übelnehmen. Ich am allerwenigsten.» Er lachte. Wenn man ihn später gefragt hätte, auf welche Weise er in diesem Augenblick gelacht habe, würde er ohne Besinnen geantwortet haben: «In jenem Augenblick habe ich überaus wohlwollend gelacht.»

Um so erstaunter war er über die Antwort des Doktors:

«Ich habe keine Entschuldigung vor mir selbst.»

Die Leidtragenden nickten heftig mit den Köpfen. Die Schwester nahm eine bekümmerte Miene an, um zu zeigen, dass Güte die Grundlage ihres Berufs und ihres Wesens war. Der Präsident war hinter seinen Tisch zurückgekehrt.

«Ich bin leider gezwungen, Sie in Untersuchungshaft zu nehmen, Herr Doktor Deval. Wir werden Ihre Familie benachrichtigen, Herr Thoirret», er deutete auf den Beamten, «hat Uebung in der taktvollen Erledigung solcher Missionen. Sie können Besuch empfangen. Ihre Frau hat das Recht, Ihnen zweimal in der Woche Wäsche zu bringen, beziehungsweise die getragene mitzunehmen. Der Korb oder der Behälter, worin die Wäsche getragen wird, ist am Eingang des Untersuchungsgefängnisses vorzuzeigen.»

«Es braucht niemand benachrichtigt zu werden. Falls dies eine längere Sache ist, soll meine Wirtin das Zimmer weitervermieten.»

«Sie leben von ihrer Frau getrennt?» fragte der Dicke.

«Ich habe keine Frau.»

«Aber hier steht, dass Sie verheiratet sind.»

Deval machte ein Gesicht, als wollte er ausdrücken: Dann bin ich vielleicht auch hierüber nur mangelhaft unterrichtet. Wenn es in Ihren Papieren steht, wird es schwer sein, das Gegenteil zu beweisen.

(Fortsetzung folgt)